

ANALEKTEN.

1.

Noch einmal „Die Handschriften der *Imitatio Christi* und die Autorschaft des Thomas“.

Eine Entgegnung

von

Dr. **Gottfried Kantenich** in Trier.

Die von Pohl in Nr. 7 und 8 des Korrespondenzblattes der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst (Jahrg. XXI, Sp. 108 ff.) angekündigte Abhandlung über die Resultate einer von mir in dieser Zeitschrift (Bd. XXIII, Heft 1, S. 18 ff.) veröffentlichten Abhandlung über die Handschriften der Nachfolge Christi ist erschienen.

Meine Ausführungen a. a. O. stützten sich auf drei im Jahre 1898 erschienene Werke Puyols, einmal auf seine Textausgabe der *Imitatio*, dann seine *Paléographie classement généalogique du livre de i. Chr.* und schliesslich auf seine *Variantes du livre de i. Chr.* In diesen drei Werken ist die mühevollen Arbeit langer Jahre niedergelegt. Von den ca. 500 erhaltenen Handschriften der *Imitatio* beschreibt Puyol 348, von 57 gibt er in seiner *annotatio critica* die Varianten, und zwar doch wohl nur von diesen 57, weil die weiteren Handschriften, die er verglich, ihm keine Textesrezension zu bieten schienen, die nicht schon in der einen oder anderen der benutzten 57 Handschriften vorlag.

Dafs bei einer Vergleichung von so viel Handschriften Versehen untergelaufen sind, entspricht den Grenzen, die menschlicher Arbeit bei grossen Gesamtleistungen nun einmal gestellt sind. Wer Puyols umfangreiche Arbeit vor sich sieht, der wird zunächst

Vertrauen haben, und wird es auch dann noch haben, wenn es minutiöser Kleinarbeit¹ gelingen sollte, nachzuweisen, daß die Angaben Puyols bezüglich der Varianten hier und da unrichtig sind.

Die drei eben angeführten Werke Puyols bringen einen eigenartigen Gedanken zur Darstellung, den einem weiteren Kreise darzulegen und an einzelnen Beispielen zu erläutern der Zweck meiner Abhandlung war.

Pohl fragt, warum ich in meiner Abhandlung nicht auf die äußeren Zeugnisse für die Autorschaft des Thomas sowie auf den Gedankengehalt des Werkes eingegangen sei. Damit verkennt er völlig den Charakter meiner Arbeit.

Diese trägt die Überschrift „Die Handschriften der Imitatio Christi und die Autorschaft des Thomas“. Das heißt mit anderen Worten: Welches Resultat ergibt sich aus der Betrachtung der Handschriften für die Autorschaft des Thomas? Es leuchtet von selber ein, daß in den Rahmen einer Ausführung, die dieses Thema im Auge behält, die von Pohl angedeuteten Fragen nicht hineingehören.

Der Gedanke, der die Seele von Puyols Arbeit ist, ist die *recensio* des Imitatitextes. Ich halte auch heute noch diesen Gedanken für den fruchtbarsten, der in der Thomasforschung bisher zutage gefördert worden ist; mit der Durchführung dieses Gedankens in den drei genannten Werken Puyols ist die Thomasforschung allerdings in ein neues Stadium getreten. Weil ich diese Überzeugung damals schon hatte, schrieb ich zwecks Erläuterung und Verbreitung dieses Gedankens meine Arbeit.

Die äußeren Zeugnisse bezüglich der Autorschaft des Thomas widersprechen sich, und über die Auslegung dieser Zeugnisse hat sich ein ungeheurer Wust der widerspruchsvollsten Literatur angehäuft. Wenn heute jemand auf Grund jener Zeugnisse bewies, daß Thomas der Autor sei, erschien morgen eine Abhandlung, die auf Grund derselben Zeugnisse das Gegenteil nachzuweisen suchte.

Nun kommt hinzu, daß der Text der Imitatio in einer ganzen Reihe von Handschriften überliefert ist, die so erheblich, wie sich unten an einigen Beispielen zeigen soll, voneinander abweichen, daß man ganze Klassen von Handschriften bzw. Rezensionen des Textes unterscheiden kann.

Unter einer dieser Handschriften, die deutlich zu einer Hand-

1) Die irrigen Angaben bezüglich der Lesarten, welche sich in meiner Arbeit, wie Pohl S. 330ff. zeigt, finden, gehen auf Puyols *adnotatio critica* zurück; sie sind nicht etwa, wie es nach Pohls Ausführungen scheinen könnte, das Ergebnis unaufmerksamer Lektüre dieser *adnotatio* meinerseits.

schriftenklasse gehört, die eine bestimmte Textesrezension darstellt, nennt sich Thomas von Kempen als Schreiber. Jene Textesrezension nun der Handschriftenklasse, zu der die von Thomas von Kempen geschriebene Handschrift gehört — Puyol nennt sie s —, stellt sich klar und deutlich gegenüber einer anderen Textesrezension, die in den italischen Codices vorliegt, welche Puyol unter den Buchstaben a, b und c zusammenfafst, als weitläufigere Fassung dar. Das wird namentlich dem auf Schritt und Tritt deutlich werden, der neben einen Abdruck der Handschrift des Thomas immer in der adnotatio critica den Text des Cavensis — Puyol nennt ihn b² — verfolgt.

Da erscheint doch Puyols Gedanke, durch eine recensio des Imitiotextes der Lösung der immer wieder aufgerollten Streitfrage nahezukommen, als ein ebenso naheliegender wie lichter, befreiender Gedanke. Ergibt sich nämlich bei eingehender Prüfung, dafs die kürzere Fassung jener italischen Codices die originale ist, so werden wir doch zu der Annahme Puyols hingedrängt, dafs die Thomashandschrift nichts ist als die Abschrift eines erweiterten Textes der Imitatio Christi eines unbekanntenen Verfassers, und dafs alle die recht hatten, die im Laufe der Jahrhunderte die Autorschaft des Thomas bestritten.

Welcher Gesichtspunkt wird nun wohl maßgebend sein für die Beurteilung, ob die kürzere oder weitere Fassung eines Textes die originale ist?

Ich denke dieser: Wenn die Gedanken, welche die Erweiterung des kürzeren Textes darstellen, sich in die Gedankenfolge dieses kürzeren Textes nicht zwanglos einreihen, diese vielmehr stören oder gar zerstören, so müssen wir doch annehmen, dafs sie das Werk eines Interpolators, nicht aber die Arbeit des ursprünglichen Verfassers des Textes sind, dafs diese vielmehr im kürzeren Texte vorliegt.

Wie nun die angeführten Itali Puyols (a, b, c) durch das ganze Werk hindurch um eine Reihe einzelner Worte ärmer sind — das gilt namentlich, wie schon Denifle gesehen hat, für b² oder den Cavensis — als die Textesrezension, welche die Gruppe s darstellt, zu der auch der Thomasautograph gehört, so bieten sie auch ganze Gedanken weniger als jene Textesrezension.

Es galt also zu prüfen, ob jene Gedanken, die in der Textesrezension, zu der der Thomasautograph gehört, ein Plus bilden, den kürzeren Gedankengang, der in den angeführten Itali vorliegt, stören oder zerstören. Stellte sich das auch für nur eine Stelle heraus, so war der Nachweis geliefert, dafs der kürzere Text jener Itali der originalere sei, und nicht der des Thomasautographs.

Ich hatte nun mehrere derartige Stellen untersucht und war zu dem Resultat gekommen, dafs in den Itali der originalere Text vorliege. Auf diese meine Prüfung des Gedankenzusammenhanges jener Stellen ist Pohl nicht näher eingegangen. Der Wichtigkeit der Sache wegen sei es mir gestattet, dies für einige Stellen noch einmal zu tun.

Die sechs ersten Kapitel des ersten Buches der Imitatio stehen insoweit in einem inneren Zusammenhang, als sich klar und deutlich, wie ein roter Faden, durch sie der Kampf gegen ein gewisses Lebensideal hindurchzieht. Es ist dies ein wissensstolzes Gelehrtentum. Ihm gegenüber betont der Verfasser ein demütiges Verzichten auf das Ergründen der äufseren Dinge und den Ruhm, der dadurch erworben wird, sowie demütige Selbsterkenntnis, die zu reinem Handeln führt.

Der Erläuterung dieses Gedankens dient auch der Schluss des dritten Kapitels. Er lautet in der Übersetzung Webers (Saarlouis 1901) also:

„Sage mir, wo sind jetzt alle jene Herren und Meister, die du gekannt hast, da sie noch lebten und in der Wissenschaft glänzten? Ihre Stelle haben nun andere eingenommen, und ich weifs nicht, ob diese sich ihrer erinnern. Solange sie lebten, schienen sie etwas zu sein, und jetzt redet man nicht mehr von ihnen.

O wie schnell geht die Herrlichkeit der Welt vorüber! Wenn nur ihr Lebenswandel ihrer Wissenschaft entsprochen hätte, hätten sie mit Nutzen studiert und gelesen.

Wie viele gehen in der Welt durch eitles Wissen zugrunde, während sie es versäumen, Gott zu dienen! Und weil sie lieber grofs als demütig sein wollen, werden sie eitel in ihren Gedanken.

- I. Wahrhaft grofs ist, der grofse Liebe hat.
- II. Wahrhaft grofs ist der, welcher klein ist in seinen Augen und den Gipfel der Ehre für nichts hält.
- III. Wahrhaft klug ist der, welcher alles Irdische als Auskehrich ansieht, um Christum zu gewinnen.
- IV. Wahrhaft gelehrt ist der, welcher den Willen Gottes tut und den Eigenwillen aufgibt.“

Vom Gelehrten geht die ganze Gedankenfolge aus und zum Gelehrten kehrt sie zurück.

Bekämpft wird in dem Text, wie gesagt, ein wissensstolzes Gelehrtentum. Was ist der Ursprung des Irregehens dieser Männer? Sie kennen keine Demut; sie wollen lieber grofs als demütig sein. Der Begriff Demut bildet klar und deutlich die Pointe der Stelle: „weil sie lieber grofs als demütig sein wollen, werden sie eitel in ihren Gedanken“.

Daran knüpft vortrefflich an: „Wahrhaft grofs ist der, welcher klein ist in seinen Augen“, d. h. demütig.

Die Sentenz „Wahrhaft grofs ist der, welcher grofse Liebe hat“ ist in dem Gedankenzusammenhang durchaus störend. Damit das klar erkannt werde, sei es gestattet, den Text noch einmal unter Weglassung jener Sentenz vorzuführen.

„Wie viele gehen in der Welt durch eitles Wissen zugrunde, während sie es versäumen, Gott zu dienen! Und weil sie lieber grofs als demütig sein wollen, werden sie eitel in ihren Gedanken. Wahrhaft grofs ist der, welcher klein ist in seinen Augen und den Gipfel der Ehre für nichts achtet.“

Daran schliesfen sich noch die Sentenzen: „Wahrhaft klug ist der, welcher alles Irdische als Auskehricht ansieht, um Christum zu gewinnen. Wahrhaft gelehrt ist der, welcher den Willen Gottes tut und den Eigenwillen aufgibt.“

Mit drei Sentenzen, deren Wucht durch die Anaphora, die in „Wahrhaft“ liegt, gehoben wird, schliesft das Kapitel kraftvoll ab.

Ich sehe davon ab, dafs das Gewichtvolle, das darin liegt, dafs auf „Vere“ jedesmal ein neuer Begriff folgt (magnus, prudens, doctus, und nicht magnus, magnus, prudens, doctus), zerstört wird durch die Wiederholung des „grofs“; das liegt mehr auf dem Gebiete feineren Empfindens, aber nicht auf dem Gebiete des Empfindens, sondern dem klaren Denkens liegt die Beurteilung, ob nicht durch die Sentenz „Wahrhaft grofs ist der, der grofse Liebe hat“, die Konsequenz der Gedankenfolge zerstört wird.

Das ist zweifellos.

Und nun fehlt diese Sentenz in den genannten italischen Handschriften, die, wie gesagt, eine kürzere Fassung haben.

Jene Sentenz, welche die streng logische Gedankenfolge zerstört, steht aber in der Handschrift, die Thomas schrieb — und der Text des Thomas soll der originale und Thomas der Verfasser sein!

Pohl bringt es tatsächlich fertig, die weitläufigere Fassung der Thomashandschrift für original zu erklären. Durch Zufall sei das Auge des Schreibers der Vorlage jener italischen Codices (a—b) von dem ersten, „Wahrhaft grofs“ zu dem zweiten abgeirrt, und darum fehle in jenen italischen Codices die Sentenz „Wahrhaft grofs ist der, der grofse Liebe hat“.

Wunderbar, wie jener Zufall der logischen Konsequenz des Textes entgegenkommt! Ein Wunder hat das Auge jenes Schreibers im Dienste der Logik geleitet.

Ich komme zu einer anderen von mir behandelten Stelle.

Im 15. Kapitel des ersten Buches heifst es (vgl. Weber a. a.

O., S. 36): „Ohne Liebe hat das äusserliche Werk keinen Wert. Was aber aus Liebe geschieht, mag es auch noch so klein und unansehnlich sein, bringt reichliche Frucht. Denn Gott wägt eine Handlung mehr nach der Meinung ab, in welcher sie geschieht, als nach der Grösse des verrichteten Werkes.

Viel tut, wer viel liebt.

Viel tut, der etwas in der rechten Weise tut; in der rechten Weise¹ tut der, der sich bei seinem Tun mehr nach dem allgemeinen Nutzen als nach dem eigenen Willen richtet. Oft erscheint etwas Liebe zu sein, und ist doch mehr Sinnlichkeit, weil natürliche Zuneigung, Eigenwille, Hoffnung auf Vergeltung und Hang zur Bequemlichkeit nur selten ohne Einfluss auf unsere Handlungen sind.“

Abgekürzt ist der Gedankengang folgender: Der Wert der Werke des Menschen liegt nicht in diesen selbst, nicht etwa in ihrer äusseren Grösse, sondern in der Meinung des Handelnden. Viel tut, der in der rechten Weise ein Werk verrichtet. Die rechte Weise ist die Liebe.

Wer den Text aufmerksam liest, namentlich derjenige, der ihn mit Aufmerksamkeit laut liest, wird unfehlbar Anstofs nehmen an der Wiederholung des „Viel“.

Man lese nun einmal für sich folgenden Abschnitt des Textes:

I. Viel tut, der etwas in der rechten Weise tut.

II. In der rechten Weise tut der, der sich bei seinem Tun mehr nach dem allgemeinen Nutzen, als nach dem eigenen Willen richtet (der also Liebe hat). Oft erscheint etwas Liebe usw.

Der Gedankenzusammenhang ist ganz vortrefflich.

I ist ein ganz allgemeiner Gedanke. Generell und abstrakt gefärbt ist namentlich der Ausdruck „in der rechten Weise tun“. Dieser bekommt in der folgenden Sentenz II konkretere Fassung. Die rechte Weise wird näher bestimmt. Die rechte Weise ist die Liebe.

Was das gedankenhafte Element der Stelle angeht, haben wir einen natürlichen Fortschritt vom Abstrakteren zum Konkreteren. Was ihr rhetorisches Pathos angeht, liegt in diesem Fortschritt fühlbar eine Klimax. Auf „Viel“ antwortet „rechte Weise“, an rechte Weise knüpft steigernd an „allgemeiner Nutzen“. Ruhe wird erreicht mit der klaren Prägung des Begriffs Liebe. „Oft scheint etwas ‚Liebe‘ zu sein usw.“

Der Verfasser hat deutlich eine gewisse Spannung im Leser erwecken wollen, wie Schlag auf Schlag folgen die Sätze aufeinander.

1) Ich habe hier Weber, der in etwa ungenau ist, korrigiert.

Diese Spannung verliert an Kraft, ja wird fast aufgehoben dadurch, dafs die Sentenz „Viel tut, der viel liebt“ vorangeht.

Wir nahmen beim lauten Lesen Anstofs an der Wiederholung des „Viel“. Wir kennen nun den Störenfried.

Scheidet man die zweite Sentenz „Viel tut, der in der rechten Weise tut“ aus, so wird die schöne Gedankenfolge, die wir entwickelten, zerstört; scheidet man die erste Sentenz, die mit „Viel“ beginnt, aus, so erhält die Gedankenfolge die eigenartige Kraft und Spannung, von der ich sprach, und der Anstofs, der sich beim Lesen ergibt, ist beseitigt — und was die Hauptsache ist, es erscheint ein Text von wunderbarer Einfachheit und Schönheit.

Zwecks Prüfung sei es gestattet, den Text noch einmal unter Weglassung der beanstandeten Sentenz zu geben:

„Ohne Liebe hat das äufserliche Werk keinen Wert. Was aber aus Liebe geschieht, mag es auch noch so klein und unansehnlich sein, bringt reichliche Frucht. Denn Gott wägt die Handlung mehr nach der Meinung ab, in welcher sie geschieht, als nach der Gröfse des verrichteten Werkes. Viel tut, wer etwas in der rechten Weise tut. In der rechten Weise tut, der sich bei seinem Tun mehr nach dem allgemeinen Nutzen als nach dem eigenen Willen richtet. Oft scheint etwas Liebe zu sein und ist doch mehr Sinnlichkeit usw.“

Ich bitte nun noch einmal beide Fassungen laut zu lesen, zunächst die kürzere, dann die längere; es kann nicht zweifelhaft sein, welche von beiden einen originaleren Eindruck macht.

Bis zu dem Worte „viel“ haben wir in dem kürzeren Text eine in sich geschlossene Gedankenfolge. Sie geht von dem Begriff „Liebe“ aus. — Mit „viel“ beginnt eine neue in sich geschlossene Gedankenfolge, der die eben gerühmte Spannung eigen ist. Sie erreicht ihre Höhe, wo sie zu dem Begriff, von dem der Verfasser in der ersten Gedankenfolge ausging, zurückkehrt, mit dem Worte „Liebe“. So ist die Gedankenfolge des Ganzen auf das schönste geschlossen, einfach, schlicht, schön und stark.

Was aufmerksame Lektüre des deutschen Textes nahelegt, das bestätigt sich, wenn wir in die *adnotatio critica* hineinschauen.

Die Sentenz „Viel tut, der viel liebt“ fehlt im besten Italus, dem Cavensis, demselben Kodex, in welchem auch die Sentenz „wahrhaft grofs ist, der grofse Liebe hat“ fehlt, der, wie sein Übereinstimmen mit den anderen guten Itali bezüglich des Fehlens dieser letzteren Sentenz sowie des Fehlens einzelner Worte beweist, mit diesen auf einen gemeinsamen Archetypus zurückgeht, dessen Bild er am getreuesten wiedergibt, während die anderen hier und da ein Apographon dieses Archetypus mit einer anderen Rezension kontaminieren.

Was sagt nun Pohl?

Auch hier, in der eben behandelten Stelle, ist durch Zufall das Auge des Schreibers von dem ersten „Viel“ zum zweiten „Viel“ abgeirrt. Darum fehlt die Sentenz.

Und ich sage wieder: Wunderbar, wie jener Zufall der logischen Konsequenz des Textes, seiner Klarheit und seinem geordneten Aufbau entgegenkommt.

Zum Überflus sei es gestattet, die weitläufigere Fassung des Thomasautographs und seiner Sippe und die kürzere Fassung der Itali im Urtext nebeneinanderzustellen:

Thomasautograph.

Sine caritate opus externum nihil prodest; quidquid autem ex caritate agitur, quantumcumque etiam parvum sit et despectum, totum efficitur fructuosum. Magis siquidem deus pensat, ex quanto quis agit, quam opus quod facit. Multum facit, qui multum diligit. Multum facit, qui rem bene facit. Bene facit, qui communitati magis, quam suae voluntati servit. Saepe videtur esse caritas et est magis carnalitas etc.

Itali.

Sine caritate opus externum nihil prodest; quidquid autem ex caritate agitur, quantumcumque parvum sit et despectum, totum efficitur fructuosum. Magis siquidem deus pensat, ex quanto quis agit, quam quantum quis facit. Multum facit qui rem bene facit. Bene facit, qui communitati magis, quam suae voluntati servit. Saepe videtur esse caritas et est magis carnalitas etc.

Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich sage, dafs die Originalität der Itali mit den Händen zu greifen ist.

Abgesehen nun davon, dafs die störende Sentenz des Thomasautographs „Multum facit, qui multum diligit“ in den ersten Itali (b², c²) fehlt, bieten diese für „quam opus quod facit“ das einfache „quam quantum quis facit“.

Es steht in grosfer Schlichtheit dem „ex quanto“ gegenüber, und wir sehen, wie in den Itali die beiden oben angedeuteten Gedankenfolgen auf das schönste miteinander verknüpft sind, indem „multum“ an „quantum“ anknüpft. Und obschon die Sentenz Gregors, auf welche die Worte „magis siquidem deus pensat, ex quanto quis agit, quam quantum facit“ anspielen, lautet: Cor, non substantiam Dominus pensat, nec quantum sed ex quanto proferatur, und vielleicht der Verfasser der Imitatio an einer anderen Stelle der Imitatio in Beziehung auf dieselbe Sentenz nicht „quantum“ geändert hat, sondern „ex quanto“ durch ex quanta virtute ersetzt hat, erklärt Pohl den Text des Thomasautographs, der „opus quod facit“ für „quantum facit“ bietet, für den originalen!

Der Schreiber des Archetypus der besten Itali hat sich an die Sentenz Gregors erinnert und das ungenaue Zitat des Thomas berichtigt. Dieser Schreiber des Archetypus¹ der besten Itali (a—b) oder die Schreiber, die an seiner Entstehung beteiligt sind, waren in der Tat komische Käuze.

Einmal denken sie besser als der Autor, wenn sie aber einmal von einem Wort zu einem anderen gleichlautenden im Kontext abirren, oder, um einen Lieblingsausdruck Pohls zu gebrauchen, „duseln“, dann machen sie es selbst im „Dusel“ besser als der Autor.

Ich kann hier unmöglich meine ganze Abhandlung wiederholen. Es sei mir gestattet, nur auf eins in aller Kürze noch einmal einzugehen.

Durch die Erkenntnis, daß die größeren Lücken in den besten Itali, d. h. das Fehlen ganzer Gedanken, auf größerer Originalität beruht, ist uns auch der richtige Gesichtspunkt für die Beurteilung aller der kleineren Lücken ebenjener Handschriften, nämlich das Fehlen einer ganzen Reihe einzelner Worte, gegeben. Es leuchtet doch ein, daß diese Erscheinung nach Analogie jener beurteilt werden muß. Es handelt sich auch hier nicht um zufälliges Ausfallen oder Kürzung, sondern um einen originaleren Text.

In Wirklichkeit verläuft ja die Erkenntnis umgekehrt. Man beobachtet das Fehlen einzelner Worte in den Itali, erkennt diese als überflüssig, kann freilich nicht strikt beweisen, daß sie fehlen müssen, wohl aber, daß sie fehlen können, und kommt so zur Vermutung, daß in dem kürzeren der originalere Text vorliege. Diese Vermutung erweist sich dann gegenüber den größeren Lücken in eben jenen Itali, gegenüber dem Fehlen ganzer Gedanken in ihnen, die im weitläufigeren Text die Gedankenfolge stören, als Erkenntnis der Wahrheit.

Beide Erscheinungen ergänzen und stützen sich gegenseitig.

Doch wir sind auf den Analogieschluss allein nicht angewiesen. Wir halten das Fehlen eines einzelnen Wortes in den besten Itali für Originalität. Dann muß das Wort in den Codices, in denen es erscheint, interpoliert sein. Es wäre nun wunderbar, wenn nicht in einer Reihe von Fällen bei der großen Fülle der Codices alle jene äußeren Indizien, an denen wir eine Interpolation erkennen, bei jenem Worte in der handschriftlichen Überlieferung hervorträten.

Eine Interpolation kennzeichnet sich dadurch am deutlichsten, daß ein Wort, das überflüssig ist, in den einen Handschriften hier,

1) Wenn Pohl das nicht für den Archetypus gelten lassen will, muß er es jedenfalls für den Cavensis gelten lassen, in welchem beide Sätze fehlen.

in anderen dort eingeschoben ist. Das hat seinen Grund darin, daß das Wort ursprünglich in der Abschrift eines originaleren Textes übergeschrieben oder am Rande beige geschrieben war. Als ein weiteres Indizium kommt manchmal hinzu, daß das übergeschriebene Wort das darunterstehende verdrängt.

Diese Indizien einer Interpolation beobachten wir nun in den Codices, die einzelne Worte mehr als die besten Itali bieten, bei ebendiesen Worten in einer Reihe von Fällen, und so bestätigt dieser Indizienbeweis unseren Analogieschluss.

Aus der Fülle der Beispiele führe ich eins an:

I 1, 10 lautet in der Vulgata und im Thomasautograph: Si scires totam Bibliam et omnium Philosophorum dicta exterius, quid totum prodesset sine caritate Dei et gratia?

In den besten Itali fehlt „Dei“. Nun liest eine Handschriftengruppe „sine caritate et dei gratia“, wieder andere Codices haben „sine caritate et gratia Dei“.

Die verschiedene Stellung von Dei beweist, daß das, was wir auf Grund der Analogie für das Fehlen einzelner Worte aus dem Fehlen ganzer Gedanken für die Itali erschlossen haben, richtig ist; wir haben es in der weitläufigeren Fassung mit Interpolationen zu tun.

Was die wissenschaftliche Welt von Pohl zu erwarten hat, mögen seine eigenen Worte beweisen (vgl. a. a. O. S. 319, A. 6): „Für mich, der Thomas für den Verfasser der *Imitatio* und s² (das ist der Thomasautograph) für die ursprüngliche Handschrift hält, und deshalb nach ihr in seiner demnächstigen neuen kritischen Ausgabe der *opera omnia* desselben den Text der *Imitatio* zu gestalten gedenkt, hat übrigens die Frage nach der Klassifizierung der Handschriften keine aktuelle kritische Bedeutung, sondern nur ein allgemeines wissenschaftliches Interesse.“

Sapienti sat!

Nachtrag.

Die Entstehung der Thomaslegende.

Schon früh hat der *Imitatio*text dichterische Versuche herausgefordert. Eine Zusammenstellung gibt Ludwig Rosenthal, Katalog Nr. 81: *Imitatio Christi*. So ist schon im Jahre 1510 von Johannes Knobloch in Straßburg ein *Libellus metricus* (!) de contemptu mundi gedruckt worden. Nach der Erklärung des Oberlehrers Bohn (Trier), eines der besten lebenden Kenner dieser Dinge, haben die im Thomasautograph erscheinenden *Circumflexus elevatus* etc. nichts mit Metrik oder Rhythmik zu tun. Nun heißt es aber bei Adrian de But (1459): „Hoc anno frater Thomas de Kempis de Monte Sanctae Agnetis, professor ordinis regularium

Canonicorum, multos scriptis suis divulgatis aedificat: Hic vitam sanctae Lidwigs descripsit et quoddam volumen metricè super illud, Qui sequitur me.'“ Folgt, daß Thomas Verse über den Imitatortext gemacht hat, die bekannt waren. Von diesem dichterischen Versuche aus ist infolge mißverständener Erwähnung derselben die Legende von der Autorschaft des Thomas entstanden. (Über Adrian de But, *Cruise* in der Augustnummer der *Précis historiques*, Brüssel 1889.)

Trier.

Dr. *Kentenich*.

2.

Zur Biographie des Efslinger Reformators Jakob Otter.

Von

Gustav Bossert.

Aus Anlaß der Bearbeitung des Artikels „Otter“ für die Protestantische Realenzyklopädie war ich genötigt, die bisherigen Angaben nachzuprüfen. Da ergab sich denn bald, daß die bisherige Annahme, der am 24. Juni 1524 aus Kenzingen vertriebene und bald darauf nach Neckarsteinach berufene Prediger Jakob Otter, dessen Familie aus Udenheim (Philippsburg) stammt, sei Ende Februar oder Anfang März 1527 vom Kurfürsten Ludwig aus Neckarsteinach verjagt worden, gänzlich unhaltbar ist.

Die einzige Quelle, auf welcher dieses Datum beruht, ist das treffliche Werk von Hartmann und Jäger: *Johann Brenz* (Hamburg 1840), I, 183 ff., in welchem Briefe von Hans Landschad und Brenz verwertet sind. Leider geben die Verfasser den Standort ihrer Quellen nicht an, so daß eine Nachprüfung bis jetzt unmöglich ist. Aus dem ebengenannten Werk hat Vierordt in seiner *Geschichte der Reformation im Großherzogtum Baden I*, 238 geschöpft, und in seinen *Geleisen* bewegen sich auch der scharfsinnige Keim (*Efsl. Ref.-Blätter*, S. 86) und der fleißige Historiker Kenzingens, Susann, in seinem *Jak. Otter* (1893).

Schneider in dem Artikel Hans Landschad von Steinach, *Allgemeine Deutsche Biographie*, hat die Schwierigkeit wohl erkannt, welche das Jahr 1527 bereitet, aber keinen Ausweg gefunden.